

## **XV. Wenn es verboten ist zu fragen ... Söhne und ihre Väter<sup>1</sup> in Deutschland nach 1945<sup>2</sup>**

Die deutschen Söhne, von denen hier zu sprechen ist, sind heute Großväter oder im Großvateralter, wie zum Beispiel ich selbst, der ich 1939 geboren bin. Die um 1900 geborenen Väter meiner Generation haben den Nationalsozialismus aufgebaut und gewalttätig-mörderisch verbreitet, von wenigen widerständigen Ausnahmen abgesehen. Wie hat sich dieses besondere Verhältnis der Söhne zu ihren Vätern und der Väter zu ihren Söhnen gestaltet? Welche Erfahrungen entstanden in der bis heute andauernden unausweichlichen Konfrontation mit der Täterschaft derer, die geliebt und bewundert wurden? Und: Wie sieht es mit der Politisierbarkeit dieser Erfahrungen aus? Zu diesen drei Fragen werde ich mich in der hier gebotenen Kürze äußern.

Vorab möchte ich noch darauf hinweisen, dass es methodologisch im Folgenden weder um Archivforschungen noch um zeitgeschichtliche Interviews oder ähnliche geschichtswissenschaftliche Studien im engeren Sinn geht, sondern um das „Durcharbeiten“ der „Geschichte in uns“. Das ist ein Ansatz, den ich an anderer Stelle auch als „Geschichtsanalyse“ bezeichnet und erläutert habe.

### **1. Schuld, Chaos, Hass**

Die Interaktion vieler Söhne und Väter in Deutschland nach 1945 wurde bei vielen nicht zuletzt durch die verbrecherischen Taten bestimmt, die vor allem deutsche Männer an Juden und anderen Bevölkerungsgruppen verübt hatten. Es handelte sich dabei aber um eine weitgehend sprachlose Interaktion, d.h. um eine Beziehungsdynamik, in der das eigentlich Wichtige ausgespart blieb, auch oder gerade dann, wenn viele Worte gemacht wurden. Schweigen und Verschweigen, Abwehr aller Fragen von Seiten der Väter und Verinnerlichung des Frageverbots auf Seiten der Söhne bestimmten die Verständigungen. Vor allem Schuld und Schuldgefühle

---

<sup>1</sup> Zur prinzipiellen Problematik siehe Bourdieu 1997. Über Pierre Bourdieu (1930–2002) informieren anlässlich seines Todes u. a. Schultheis und Vester 2002.

<sup>2</sup> Zur besonderen Problematik in Deutschland siehe Bohleber 1998, Eckstaedt 1989, Gauch 1996, Paul 1999, Radebold 2001, Posner 1994, Sichrovsky 1987.

blieben unausgesprochen und unaussprechbar, abgespalten und verdrängt, und zwar in je verschiedenen Konstellationen auf beiden Seiten, bei Vätern und Söhnen.<sup>3</sup>

Ausnahmen scheinen die Regel zu bestätigen. Am 18. April 1946, auf einer Vormittagsitzung des Nürnberger Prozesses, am 111. Tag, wurde der Angeklagte Hans Frank (1900–1946), im Krieg Generalgouverneur von Polen, von seinem Verteidiger als Zeuge gefragt, ob er sich jemals an der Vernichtung von Juden beteiligt habe. Er antwortete mit ja, fügte diesem Ja eine Erläuterung an und schloss seine Entgegnung mit dem Satz: „Tausend Jahre werden vergehen und diese Schuld von Deutschland nicht wegnehmen.“<sup>4</sup> Was für eine Einsicht! Doch seien wir vorsichtig! Ein halbes Jahr später, in seiner Schlussklärung am 31. August 1946, zog Frank dieses Schuldeingeständnis wieder vollständig zurück. Angesichts dessen, was die Sowjets bei ihrem Vormarsch den Deutschen angetan hätten, sei „jede nur mögliche Schuld unseres Volkes schon heute vollständig getilgt.“ Damit nahm er eine im Kalten Krieg typische Abwehrform der Deutschen vorweg: die Entlastung von Schuld durch Aufrechnen und Projizieren.

Hans Frank hatte fünf Kinder. Das jüngste, ein Sohn, geboren am 9. März 1939, Niklas Frank, hasste seinen Vater und gestaltete diesen Hass in einem Buch *Der Vater – Eine Abrechnung*, das heftige Irritationen auslöste. Es ist voller vulgärer Vorwürfe (*Du Popanz, du Schleimer, du Pfeifenkopf, du Jubelwischer* usw.) und blutrünstig-obszöner Fantasien und dokumentiert in dieser Form weniger die Psychostruktur des Vaters als vielmehr die inneren Qualen des Sohns als Autor, der ja mit der Tatsache leben musste, dass sein Vater als Verbrecher gehängt wurde und auch nach intensivem Aktenstudium nichts Gutes an ihm zu entdecken war. Wir haben es hier mit einem Extremfall zu tun. Doch das Extrem beleuchtet schlaglichtartig, was etwas unauffälliger in unzähligen Fällen psychohistorisch ablief. Es war für viele deutsche Söhne unmöglich, das Leben der Väter emotional zu akzeptieren und innerlich zu integrieren. Wo die Söhne in ihren Vätern Täter, Mittäter oder Mitläufer erkannten oder auch nur vermuteten und die Väter selbst keinen Weg in die Wiedergutmachung fanden (bzw. als hingerichtete Kriegsverbrecher nicht finden konnten), da erlitten die Psychostrukturen der Söhne schweren Schaden, der bis ins die dritte und vierte Generation fortwirkt. In vielen Arbeitsstörungen heutiger Stu-

<sup>3</sup> Seit Leopold von Ranke (1795–1886) betonten Historiker immer wieder, dass sie nicht urteilen und richten, sondern nur rekonstruieren wollen, „wie es eigentlich gewesen“ sei. Das prinzipielle Zurückweisen der gesamten Schuldproblematik ist der Geschichtswissenschaft im Ganzen eigen. Die Motive und der „Sinn“ dieser stereotypen Selbstdefinitionen sowie ihre Folgen für die jeweilige Argumentationsstruktur müssten genauer analysiert werden.

<sup>4</sup> Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg (24 Bände), Bd. XII, S. 19. Weitere Informationen über Hans Frank sind mit Hilfe des Index leicht zu ermitteln. Die im Folgenden zitierte Äußerung aus dem Schlusswort von Hans Frank findet sich in Bd. XII, S. 438.

denten steckt, wie nachgewiesen wurde (Neumann 1999), u. a. die durch die unaufgeklärten Taten der Großväter angelegte historische Hypothek.

Natürlich spielte in diesem Problemfeld die Schwere des verbrecherischen Involviertseins der Väter eine große Rolle. Die Auseinandersetzung mit einem NS-Vater hatte Chancen halbwegs zu gelingen, wenn die Schuld vergleichsweise gering und damit vom Sohn gleichsam zu „verkräften“ war, man vgl. etwa das Schicksal Niklas Franks mit dem Richard von Weizsäcker, der bei der Verteidigung seines in Nürnberg angeklagten Vater mitwirkte und erleben konnte, dass dieser von den meisten Anklagepunkten freigesprochen wurde. In den vergleichsweise geringen bzw. direkt gar nicht nachweisbaren Verfehlungen des Vaters lag auch meine Lebens- und Berufschance als Sohn und Geschichtsdidaktiker. Mein Vater, Günter Schulz (das „-Hageleit“ wurde dem Familiennamen erst nach dem Krieg angefügt), ein Mann der Waffen-SS, hatte wegen fehlender Voraussetzungen keine Offizierskarriere gemacht, sondern war unauffällig in den unteren Dienstgraden verblieben. Jedenfalls ergaben mehrfache Nachforschungen (u. a. in der Ludwigsburger Zentralstelle sowie im Document-Center Berlins) keinerlei Befunde. Als symbolhaftes Zeichen der unsichtbar gemachten Lebensgeschichte ist ein Fotoalbum aus der Kriegszeit erwähnenswert, aus dem fast die Hälfte der Seiten herausgerissen ist. Ein Blatt mit dokumentarisch interessanten Aufnahmen wurde aber übersehen oder als harmlos eingestuft. Es zeigt einen Güterzug, der offenbar gerade entladen wird (Pferdefuhrwerke, Menschen, aufgestapelte Säcke) und einen mit zwei Soldaten besetzten Pferde-Personen-Wagen, der gerade das Tor zu einem umzäunten Lager passiert hat. Vielleicht ist es ein Bezirk des Gettos „Litzmannstadt“ (Lodz), in dessen Nähe wir einige Zeit gelebt haben. Im Getto Litzmannstadt starben etwa 150.000 Menschen, davon fast die Hälfte Kinder.

Ein weiteres literarisch dokumentiertes Beispiel für die misslungene Auseinandersetzung mit einem NS-Vater ist Bernward Vesper (1938–1971), Sohn des Nazi-Dichters Will Vesper (1882–1962). Bernward Vesper gestaltete seinen turbulent-chaotischen Klärungs- und Lösungsversuch in dem „Romanessay“ *Die Reise*, geriet aber unaufhaltsam in geistige Verwirrung und setzte seinem Leben in jungen Jahren selbst ein Ende. Auch von der Mutter waren offenbar keine produktiven Lebensperspektiven ausgegangen.

## 2. Beziehungsunfähigkeit und innere Lähmung

Die Kehrseite der in Hass und Chaos sich austobenden Beziehungsstörung, war die innere Entleerung oder Lähmung, die nicht mit Depression oder Trauer zu verwechseln ist. Um nicht unversehens in die Verbots- und Tabuzonen der väterlichen Erfahrungen zu geraten, paralyisierten und fragmentierten manche Söhne ihre eigenen inneren Entwicklungen, oft bis hin zum völligen psychischen Stillstand. Lesen wir dazu einige Angaben aus einer psychoanalytischen Fallstudie:

„Herr A., wie ich meinen Patienten nennen möchte, suchte wegen massiver Arbeitsstörungen, an denen sein Studium der Wirtschaftswissenschaften zu scheitern drohte, eine psychoanalytische Behandlung auf. Er war in seinen Aktivitäten gelähmt, saß vor seinem Schreibtisch und konnte nichts tun. Einige Jahre zuvor war der Vater (ein KZ-Arzt, wie sich nachher herausstellte: PSH) an einer Tumorerkrankung verstorben. Seither sei die Zeit stehengeblieben, und eigentlich habe er das Zeitgefühl verloren.(...) Er konnte keinen strukturierten Zeitplan einhalten und schob Aufgaben und Entscheidungen vor sich her. Darin war er mit dem hinhaltenden und gelähmten Verhalten der Eltern identifiziert, die auch alles aufschoben.“<sup>5</sup>

Zweimal „Lähmung“ in ein und demselben Abschnitt. Das ist kein Zufall. Alenthalben ist in psychologischen, biographisch-autobiographischen und mentalitätsgeschichtlichen Studien über die Nachkriegszeit von „Lähmung“ oder ähnlichen Gefühlskonstellationen die Rede (Erstarrung, innere Leere, Gefühlsanästhesie u. a. m.) Die materiell-hektische Betriebsamkeit des Wiederaufbaus sowie die intellektuell-wortreiche Beschäftigung mit der unheilvollen Vergangenheit dürfen über diese partielle Stilllegung des psychischen Innenraumes nicht hinweg täuschen. Der innere Lebensmotor lief, wenn ich mal so sagen darf, nur noch auf einem oder zwei Zylindern weiter. Der Lebensstrom war zerteilt und in vielen Teilen blockiert.

### 3. Ambivalente Rettungsmanöver

Wo die NS-Väter mit dem Holocaust nicht oder nur marginal zu tun gehabt haben, da bewahrten die Söhne oft ihre kindliche Liebe und Bewunderung, wenn auch mit heftigen Zweifeln und quälenden Ambivalenzen. Ein Beispiel dafür ist das Buch von Kurt Meyer über seinen Vater, *Panzermeier, Generalmajor der Waffen-SS*. Es zeigt u. a., was in Söhnen innerlich vorgeht, wenn sie kein sicheres Vater-Bild entwickeln können. Sehnsucht und Suche nach einem starken, guten, integren Vater gehören zu den mächtigsten mentalitätsgeschichtlichen Motiven meiner Generation und Kohorte, auch und gerade dann, wenn der Vater aus dem Krieg nicht heimkehrte.

Ein Symptom für das dringende Verlangen nach direkter Auseinandersetzung ist das simulierte Gespräch mit dem Vater und die direkte Ansprache (*du Vater, hör mir zu ...*). Dieses sowohl von Niklas Frank als auch von Kurt Meyer angewandte Stilmittel kommt, ins Didaktische verschoben, auch in meinen Publikationen zur Geltung, u. a. als Forderung nach mehr „Authentizität“ im Unterrichtsgespräch.

Ein repräsentativen Beleg für die Tendenz, den Vater zu „retten“, obwohl man sich besser von ihm trennen sollte, bietet auch der renommierte deutsche Historiker Hans-Ulrich Wehler, geb. 1931, der sich am Ende seiner akademischen Karriere noch einmal mit der nazistischen Vergangenheit seiner Doktor-Väter konfrontiert

<sup>5</sup> Bohleber in Rüsen und Straub, S. 264.

sah und einer Auseinandersetzung nicht mehr ausweichen konnte.<sup>6</sup> Die Anstöße dazu kamen von außen, und sie wurden so lange ignoriert, wie es nur ging. Doch das war symptomatisch für die gesamte Historiker-Zunft, die erst 1998, auf dem 42. Deutschen Historikertag in Frankfurt a. M., die braunen Einfärbungen ihrer eigenen Vergangenheit anzusehen wagte.

Wehler promovierte 1960 bei Theodor Schieder (1908–1984). Dieser aber hatte sich in verschiedener Weise aktiv nationalsozialistisch betätigt, u. a. durch ein für die Regime-Exekutive geschriebenes Memorandum, datiert vom 7. Oktober 1939, in dem „die Herauslösung des Judentums aus den polnischen Städten“ und „Bevölkerungsverschiebungen allergrößten Ausmaßes“ empfohlen wurden.<sup>7</sup> 1948 wurde Theodor Schieder Professor in Köln, wo auch Wehler fünfzehn Jahre lang lernte und lehrte. Über diese Jahre urteilt Wehler folgendermaßen:

„An diesen 15 Kölner Jahren ist nichts zu bereuen. Über eins aber schwieg Schieder trotz vielfachen Drängens bei mancher informellen Gelegenheit, buchstäblich eisern; zu jeder Frage nach den dreißiger oder vierziger Jahren, insbesondere zur ‚Königsberger Zeit‘ von 1934 bis 1944. Keinen einzigen Satz ließ er sich dazu entlocken.<sup>8</sup> Das regte zwar zu vagen Vermutungen an, warum das auferlegte Schweigegebot so konsequent beachtet wurde. Konkretisieren aber konnten wir sie nicht, geschweige denn einen begründeten Verdacht entwickeln, und wir empfanden dann auch wegen des vorherrschenden Gesamteindrucks der Persönlichkeit die Klärung gegen einen derart hartnäckigen Widerstand als nicht so dringend.“<sup>9</sup>

Dieser kleine Text enthält noch einmal im Kern einige der wichtigsten Probleme, um die es hier geht:

- das „konsequente“ Schweigen des „Vaters“ sowie die Einstimmung des „Sohns“ in dieses Verhalten;
- das Ausbleiben von Reue, Trauer, Bedauern;
- die Anrechnung des Wandels nach 1945 als persönliches Verdienst, als wenn der Umbruch durch eigene Einsicht und Aktivität zu Stande gekommen wäre;
- das Verrechnen des Fehlverhaltens mit der gesamten Lebensgeschichte, so dass die wenigen Jahre vor 1945 marginalisiert werden.

<sup>6</sup> Über seinen leiblichen Vater sagt Wehler mit auffallender Kürze, dass er „sofort in den Krieg eingezogen wurde und nicht wieder zurückkehrte“ (Hohls, S. 240).

<sup>7</sup> Zitiert nach Aly, S. 155. – Schieders Denkschrift ist eingeleitet, kommentiert und abgedruckt in Ebbinghaus und Roth, 1999, S. 62–95.

<sup>8</sup> Dieser Abwehrhaltung in der mündlich-direkten Kommunikation entspricht eine Entkonkretisierung in Schieders Texten über die Notwendigkeit eines elaborierten Geschichtsbewusstseins. Es ist schon erstaunlich, wie eloquent Schieder über den Bildungswert der Geschichte dozierte und dabei gleichzeitig vor Erinnerungsverlusten warnte, ohne je in die Gefahrenzone der eigenen geschichtlich-lebensgeschichtlichen Erfahrungen zu geraten.

<sup>9</sup> Wehler in Schulze und Oexle, S. 316. – Auch Wolfgang Schieder, der Sohn Theodor Schieders, berichtet in seinen Stellungnahmen über diese kategorische Auskunftsverweigerung seines Vaters.

Die mit nur wenigen Einschränkungen versehene Rechtfertigung des „Vaters“ (hier also des Doktor-Vaters) würde wahrscheinlich in eine kritische Distanzierung umschlagen, wenn sie nicht mit der Sorge um das eigene Lebenswerk verbunden wäre. In Wehlers deutscher Gesellschaftsgeschichte kommen zwar charismatische Führerpersönlichkeiten vor (Bismarck, Hitler und Jesus, um nur drei zu wiederholen),<sup>10</sup> die als Schicksalslenker emphatisch gepriesen werden, aber keine „Täter“ und Akteure auf den mittleren und unteren Ebenen der Geschichte, in die Wehler auch die Väter und sich selbst einordnen müsste.<sup>11</sup> Gesellschaftsgeschichte ist Strukturgeschichte, in der es keine individuellen Verantwortlichkeiten gibt.<sup>12</sup> Das ist, „dekonstruktivistisch“ argumentiert, ein Ausschlussverfahren, das zumindest registriert werden sollte und darüber hinaus Anlass für weiterführende methodologische Reflexionen sein könnte. (Die bewusste Verbindung und wechselseitige Verschränkung beider Perspektiven, der „amoralisch“-strukturgeschichtlichen und der verantwortungsbezogenen-individualgeschichtlichen – das würde dem erkenntnistheoretisch-normativen Anspruch dieses Buches entsprechen.)

Wehlers Gesellschaftsgeschichte versteht sich als Überwindung der alten Nationalgeschichte, doch sie ist untergründig mit der nationalsozialistischen „Volks-geschichte“ verbunden, sowohl inhaltlich als auch personell. Die personelle Verbindung ist bereits mit dem Hinweis auf Wehlers Doktorvater und seine Generation bezeichnet worden. Schieders und Conzes moderne *Sozialgeschichte*, so wurde kritisch diagnostiziert,<sup>13</sup> sei zunächst doch nichts anders gewesen als die alte „*Volks-geschichte*“ unter einem neuen Namen. Wehlers *Gesellschaftsgeschichte* würde diesen Trend fortset-

<sup>10</sup> Die von Alexander dem Großen über Jesus bis zu Hitler führende Aufzählung findet sich im dritten Band der deutschen Gesellschaftsgeschichte, S. 370. In der emphatischen Bewunderung für charismatische Persönlichkeiten, unter denen nach Wehler keine Frauen sind, kommt die Begeisterung des Hitler-Jungen Wehler ziemlich unverstellt wieder zum Vorschein.

<sup>11</sup> Die sog. Flakhelfer-Generation, zu der auch Wehler gehört, reagierte bisher stets mit besonderer Empfindlichkeit, wenn ihr Involviertsein in den NS-Machtapparat bzw. das „Entlastungs- und Entschuldungsbedürfnis“ oder andere Denkmechanismen auch nur andeutungsweise angesprochen wurden, man vgl. etwa Gerhard Paul 2002, S. 25, 39 und die apodiktische Zurückweisung seiner Perspektive durch Hans Mommsen in der Frankfurter Rundschau, 26.11.2002. Ganz ähnlich wandte sich schon 1997 Rohlfes in einer GWU-Rezension gegen meine Vermutung, dass die um 1930 Geborenen „ohne ein Hass- und Vorwurfsobjekt schwer auszukommen scheinen.“ Neuerdings stellt Schörken die sozialpsychologische Täter-Forschung Harald Welzers mit vergleichbaren Motiven in Frage. Vgl. auch Kap. I, Fn. 30. Es ist offenbar nicht einfach, sich selbst als Symptom einer übergreifenden historischen Tendenz zu verstehen und zu akzeptieren und so die Diskussion sowohl zu versachlichen als auch zu vertiefen.

<sup>12</sup> Kein „Beweis“, aber doch ein Symptom für die Entfernung der Subjekte aus der Geschichte ist der Buchtitel von 1988.

<sup>13</sup> Bei derartigen Knotenpunkten der Historiographie tritt die Archivqualität des Internet, hier exemplarisch erwähnt, deutlich in Erscheinung: Die Eingabe *Conze Volks-geschichte Sozial-geschichte* bei Google ergab (im Februar 2003) sofort mehrere Literaturhinweise, die hier nicht wiederholt werden müssen.

zen, zumal sie inhaltlich die Gesellschaft als ein Kampffeld beschreibt, auf dem der jeweilige Sieger die höchste Anerkennung genießt. Wer im Wettstreit oder gar im Kampf auf Leben oder Tod „triumphiert“, der hat es bei Wehler nicht schlecht.<sup>14</sup>

Die Hochschätzung des Starken und Überlegenen auf der Objektebene entspricht dem Umgangsstil im wissenschaftlichen Diskurs auf der Subjektebene. Andersdenkende pflöge Wehler wie dumme Schuljungen runter zu putzen. Besonders heftige Attacken richtete Wehler bezeichnenderweise gegen Alltagsgeschichte und Geschichtswerkstätten, denen er mit verächtlichen Worten („Barfußhistoriker“, „grünlich schillernde Seifenblasen“, „biederer Hirsebrei“) wissenschaftlichen Dilettantismus vorwarf.<sup>15</sup> Diese phobisch-polemische Ablehnung einer ganzen Forschungsrichtung muss m. E. in Verbindung mit dem verinnerlichten *Frageverbot* gesehen werden, um das es hier geht. Die verinnerlichte (unbewusste) Denkfigur kann etwa folgendermaßen zusammengefasst werden: Ich durfte und konnte den Vater nichts fragen, also hat niemand das Recht, Fragen stellen.

Wehler profitierte seinerzeit von dem hohen gesellschaftlichen Ansehen, das der Doktor-Vater zu seiner Zeit als Geschichtswissenschaftler und Führungspersönlichkeit genoss.<sup>16</sup> Eine Lösung dieser Verbindung würde ein Fragezeichen hinter das eigene wissenschaftliche Leben setzen. Der Kampf um die Deutungsvorherrschaft muss also fortgesetzt werden, bis zum triumphalen oder aber bitteren Ende. Sieg oder Niederlage – ein drittes gibt es nicht. So sind viele Männer.

Der inzwischen erschienene 4. Band der *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* bestätigt vielfach die hier aufgezählten Befunde. Für die im folgenden (XVI.) Kapitel diagnostizierten *Formen institutioneller* Abwehr liefert Wehler ungewollt zahlreiche Belege. Ich verweise hier punktuell nur auf die zum Phantasma aufgeblähte Hitler-Charismatik, die Wehler nicht kritisch reflektiert (vor allem natürlich nicht selbstkritisch), sondern konstruierend fixiert. Hitler *war* nicht nur „Charismatiker“, er wurde auch dazu gemacht, und eben daran hat Wehler bis heute seinen Anteil.

<sup>14</sup> Es würde sich lohnen, Wehlers Argumentationen einer genaueren Sprachanalyse zu unterziehen. Auffällig häufig sind dramatisierende Wörter (dramatisch, stürmisch, enorm, ungestüm, ungeheuer, usw.) Ein Lieblingswort bei Wehler heißt „Siegeszug“. Die Reichsgründung von 1871 sowie die „Machtergreifung“ von 1933 werden begrifflich ausdrücklich als sieghafte Revolutionen bzw. als „revolutionär“ bezeichnet und damit den klassischen Revolutionen (etwa 1789 und 1848) gleichgestellt, wenn nicht sogar übergeordnet.

<sup>15</sup> Wehler 1988, S. 136, 144, 150.

<sup>16</sup> Theodor Schieder ist auch für meine Berufssparte, die Geschichtsdidaktik, eine wichtige Persönlichkeit, weil die Formulierung des Geschichtsbewusstseins als *Fundamentalkategorie der Geschichtsdidaktik*, die sich in den achtziger Jahren größter, ja geradezu rituell-dogmatisierter Zustimmung erfreute, auf Theodor Schieder zurückging, ohne dass bis heute daran jemand Anstoß genommen hätte. Zu fragen ist aber: Was ist von einem Geschichtsbewusstsein zu halten, das in massiver Verleugnung und schizoider Abspaltung der entscheidenden historisch-politischen Erfahrung formuliert wurde?

#### 4. „Geschichte in uns“<sup>17</sup>

Für Dialog, reflexive Einsichten in die Irrwege der eigenen Geschichte und distanzierende Trauerarbeit sind Hass, ungeklärte Schuld und Schuldgefühle, innere Untätigkeit und depressive Größenfantasien ein denkbar ungünstiger Nährboden. An die Geschichte in uns kommen wir im Kampf ums Rechthaben nicht ran. Während die Väter und Täter sich wie blinde Lastenträger gegen ihre Schuld stemmten, ohne diese als Realität ganz wahrnehmen, geschweige denn bewegen, besprechen und abtragen zu können, wurden die Söhne nicht zuletzt von unbewusst übernommenen Schuldgefühlen emotional umklammert. Gemeinsam war den Generationen die *Unfähigkeit zu trauern* (Alexander und Margarete Mitscherlich<sup>18</sup>) und damit auch die Schwierigkeit, das im Kalten Krieg fixierte, fragmentierte und traumatisierte Selbstbild zu überholen. Tradiert wurde damit weniger das Ideologisch-Inhaltliche als vielmehr der Kommunikationsstil und die Denkweise. Historiker und Geschichtsdidaktiker meiner Generation lassen sich nur ungern direkt befragen, geschweige denn in Frage stellen. Sie vermeiden das Personalpronomen „Ich“ und pflegen, um ein Wort von Ute Daniel zu zitieren, „die Sprache des Unbedingten“.

#### 5. Zur Politisierbarkeit von Erfahrungen.

Angesichts dieser Befunde wird es niemanden verwundern, wenn ich der Politisierbarkeit der eben skizzierten Erfahrungen von Söhnen in der Auseinandersetzung mit ihren NS-Vätern eher skeptisch als zuversichtlich gegenüber stehe. Sicherlich hat in vielen Einzelfällen ein Lernprozess und ein Umdenken stattgefunden. Der wünschenswerte kollektive Wandel ist jedoch ausgeblieben. Ein Maßstab für das, was politisierte Erfahrungen sind, liegt für mich u. a. in der Frauen- und Geschlechtergeschichte bzw. im Feminismus, der aus dem öffentlichen Bewusstsein nicht mehr wegzudenken ist, auch wenn das vielen Männern nach wie vor nicht passt.<sup>19</sup> Eben diese kollektive Formierung individueller Erfahrungen im öffentlichen

<sup>17</sup> Ausführlicher dazu aus psychologisch-therapeutischer Sicht Müller-Hohagen 1994. – Die Denkfigur „Geschichte in uns“ ist die psychologische Entsprechung der „Körpergeschichte“, wie sie auf der Züricher Tagung, 2002, u. a. von Kathleen Canning und Barbara Duden erläutert wurde.

<sup>18</sup> Das Wort „Unfähigkeit“ sollte nicht als politischer Vorwurf verstanden werden, sondern als medizinische Kennzeichnung einer massiven Einschränkung der psychischen Kapazitäten *durch Traumatisierung*, unter denen auch viele Kinder der Täter zu leiden hatten. Bohlber 2001 weist darauf hin, dass der diagnostisch zentrale Begriff des Traumas bei den Mitscherlichs praktisch noch nicht vorkomme und die ins Auge gefasste „Therapie“ daher zu kurz greife.

<sup>19</sup> Es ist an dieser Stelle daran zu erinnern, dass es eine Frau war, Dörte von Westernhagen (s. Literaturverzeichnis), die den entscheidenden Anstoß zur Auseinandersetzung der Täter-Kinder mit ihren Täter-Vätern gegeben hat.

Diskurs ist m.E. ein Kriterium für gelungene Politisierung, die definitionsgemäß den privaten Wirkungskreis überschreitet. Ein weiteres Kriterium ist für mich die Institutionalisierung der Erfahrungen in Form von Zeitschriften und Publikationsreihen, Vereinigungen, Arbeitsgruppen und ähnliche Gründungen, die in Ansätzen zwar entstanden sind, aber im Ganzen der Männergeschichte doch wenig bewirkt haben. Symptome für die Tendenz zum Rollback sehe ich auch in der politischen Entwicklung vieler 68er, die aus der links-militanten Opposition (gegen die „Väter“) ins rechte machtbesessene Lager abgedriftet sind, was mich zur Frage veranlasst, ob sie dort nicht von Anfang an gewesen sind.

Wenn Historiker – und ich belasse es bei diesem Satz ausdrücklich bei der männlichen Form – sich mit Erfahrungen beschäftigen, und das ist in den letzten Jahren in wachsendem Maße der Fall, dann verbleiben sie konsequent auf der „Objektebene“ der Geschichte, das heißt, eine Verbindung der untersuchten Erfahrungen, etwa von Menschen im Ersten Weltkrieg,<sup>20</sup> zu Erfahrungskonstellationen der eigenen Lebens- und Generationsgeschichte („Subjektebene“) wird nicht hergestellt. Erfahrungen entfalten aber erst dann gesellschaftliche Wirksamkeit, wenn die Sprach- und Aussageebenen – das Ich, das Wir und das Er-sie-es – bewusst aufeinander bezogen werden. Das ist den Söhnen der Täter-Väter bisher nicht gelungen, vielleicht schaffen es die Enkel.

## 6. Erfahrung und Trauma

Wenn wir über Erfahrungen sprechen, sollte uns bewusst sein, dass viele Erfahrungen unaussprechbar und damit der historischen Forschung im bisher üblich Sinn auch nicht zugänglich sind. Es handelt sich um Traumatisierungen, die – wie es in Therapien oft heißt – ein „schwarzes Loch“ im Lebensgefühl bilden und eine unbewusste Dynamik entfalten, die schwer oder gar nicht erzählt werden kann. Das gilt natürlich in erster Linie für die Opfer der Geschichte sowie deren Kinder und Enkel.<sup>21</sup> Ein traumatisierendes, die Ich-Kräfte übersteigendes „Zu viel“ ist aber auch bei vielen anderen Menschen und Menschengruppen anzunehmen,<sup>22</sup> wenn auch auf je eigene Weise, die herauszuarbeiten ist, damit die fundamentale Differenz zwischen Täter und Tätergeschichte auf der einen Seite und Opfer und Opfergeschichte auf der anderen Seite nicht verwischt wird.

Die Geschichtswissenschaft würde eine beträchtliche Horizonterweiterung erfahren, wenn sie sich bewusst und intensiv diesen verdrängten und abgespaltenen

<sup>20</sup> Vgl. etwa Buschmann und Carl 2001; Thoß und Volkmann 2002.

<sup>21</sup> Ausführlicher dazu *Psyche*, Heft 9–10/2000 mit verschiedenen Beiträgen zum Rahmenthema *Trauma, Gewalt und kollektives Gedächtnis*.

<sup>22</sup> Dieses „Zu viel“ ist ein Leitmotiv in der psychoanalytischen Fallstudie von Anita Eckstaedt 1989.

Erfahrungen sowie den Prozessen ihrer transgenerationell-komplexen Verarbeitung zuwenden würde. Dazu bedürfte es einer verstärkten Zusammenarbeit mit der Psychoanalyse<sup>23</sup> oder – was effektiver wäre – einer eigenen psychoanalytischen Kompetenz, die umso wichtiger wird, je früher wir mit der Bearbeitung und Deutung von Erfahrungen lebensgeschichtlich-chronologisch ansetzen. Die NS-Väter sind ja nur eine Dimension der Thematik. Ebenso wichtig, ja vielleicht noch einflussreicher, sind die Mütter, die, wenn sie nationalsozialistisch überzeugt waren, ihren Kindern massive Beziehungsstörungen schon mit der Muttermilch einflößten und damit für spätere Bearbeitungen der „Gefühlserbschaften“ eine denkbar ungünstige Ausgangslage schufen.<sup>24</sup> Das genauer zu untersuchen, gehört in einen anderen Beitrag.

---

<sup>23</sup> Es gibt diesbezüglich mehrere punktuelle Ansätze (vgl. z. B. Literaturliste Bohleber in Rösen), aber keine institutionalisierte Kontinuität, die notwendig wäre, damit die Perspektiverweiterung wirksam wird.

<sup>24</sup> Ausführlicher dazu z. B. Sigrid Chamberlain 1998.